Kunst als Strategie für Weltoffenheit

Autor(en): **Vonmont, Anita**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin**

Band (Jahr): **- (2007)**

Heft 74

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-968105

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

«Mir gefiel Bern, und mir gefiel, dass man einfach ins Institut spazieren und mit dem Professor reden konnte.»

der Zeit. Das sei typisch für Geochemiker, meint er. «Aber das Kernstück bleibt, nämlich dass man von Isotopen etwas versteht, ein Labor hat und es gebrauchen kann.» Er beschäftigte sich mehr und mehr mit der Erforschung der Atmosphäre, nicht zuletzt wegen der besser werdenden Technologie. Das Isotopenlabor der Universität Bern bekam vor rund neun Jahren einen der ersten so genannten Plasma-Massenspektrometer. Kostenpunkt: eine Million Franken. Dieses Instrument trennt kleinste Teilchen aufgrund ihrer Masse und kann ihre Häufigkeit messen, etwa Isotope, also Atome, die zwar das gleiche Element bilden, aber verschiedene Massen haben, weil die Neutronenzahl unterschiedlich ist – die Grundlage der Isotopengeologie. Der Unterschied zu herkömmlichen Massenspektrometern liegt darin, dass ein Plasma-Massenspektrometer viel mehr Elemente analysieren kann. Zum Beispiel auch Molybdän. Das Spannende an Molybdän: Es ist nur mit Sauerstoff löslich, liefert also Hinweise darauf, ab wann es freien Sauerstoff in der Atmosphäre gab. Es widerspiegelt so die Geschichte des Lebens. Die Idee dazu kam Jan Kramers auch im südlichen Afrika. Kein Zufall. Wer weit in die Geschichte der Erde zurückblicken will, braucht eben alte Gesteine, und die gibt es dort ja.

Bleiben bis zum Umfallen

Und nach Südafrika will Jan Kramers nun wieder zurück, in die Heimatstadt seiner Frau, nach Johannesburg. «Südafrika braucht Wissenschaftler», erklärt er. Im Gegensatz etwa zu Handel, Finanz und Recht habe im Bereich der Natur- und Ingenieurwissenschaften ein Abgang vieler gut ausgebildeter Leute stattgefunden. Doch so ganz selbstlos ist sein Engagement nicht. «Was mache ich in Bern, wenn ich pensioniert bin?», fragt der 61-Jährige. In Afrika dagegen gibt es viel Arbeit, er wird gebraucht. «So kann es dann meinetwegen bleiben, bis ich umfalle», lacht der bärtige Geologe. Doch bis er geht, hat er in Bern noch interessante Fragen offen. «Warum hörten die Eiszeiten auf?», ist eine, die ganz heiss brennt. «Es muss einen Grund haben, aber niemand kennt ihn», räumt er etwas zerknirscht ein. «Noch nicht!» ■

Kunst als Strategie für Weltoffenheit

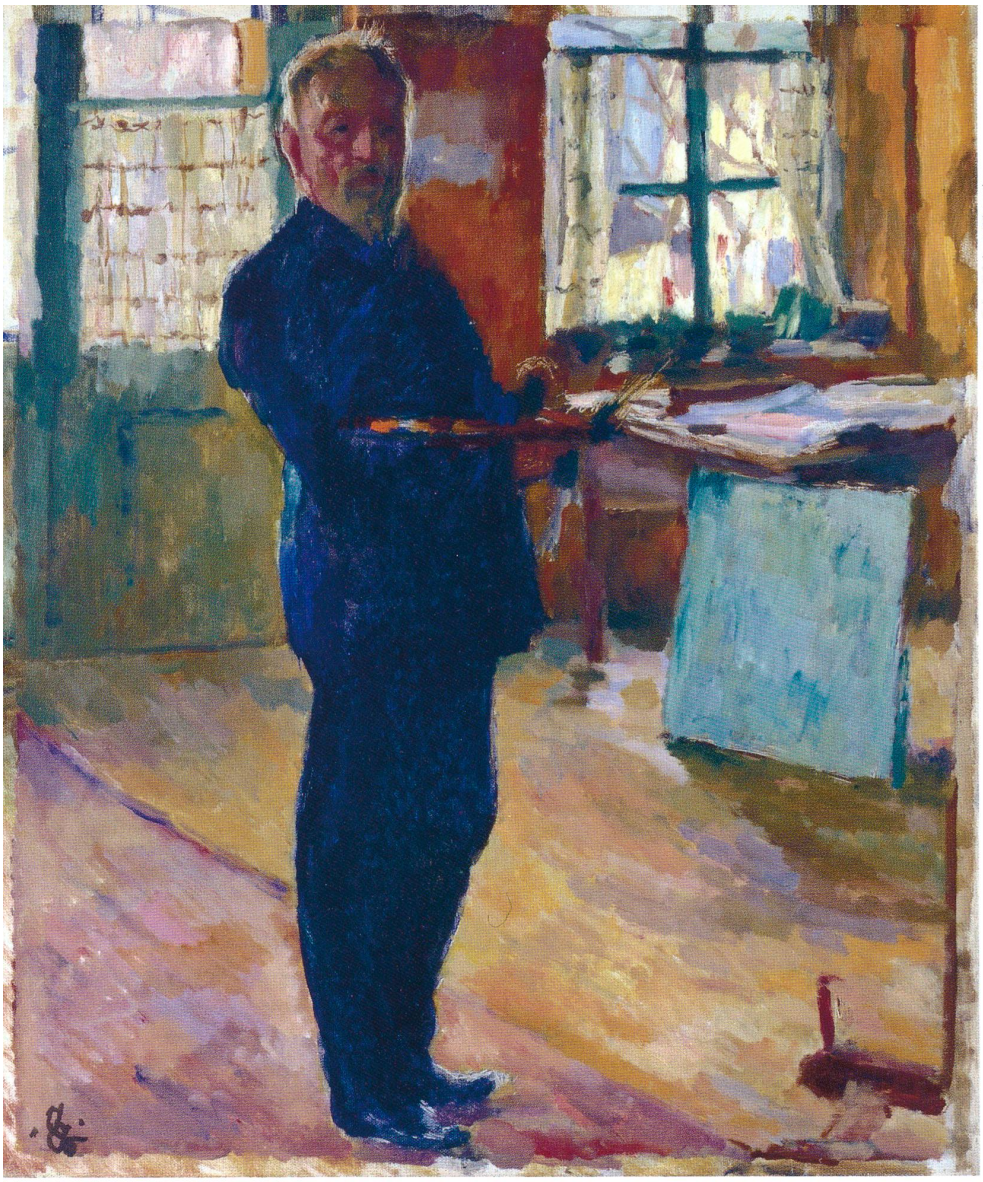
Jüdische Kunsthändler haben die Auseinandersetzung mit Kunst in der Schweiz im 20. Jahrhundert stark geprägt. Unter anderem verhalfen sie dem Impressionsimus und dem Postimpressionismus zum Durchbruch.

VON ANITA VONMONT

Der Kunsthandel gehört zu jenen Branchen, deren Vertreter und Vertreterinnen zu einem grossen Teil aus Familien jüdischer Herkunft kommen. Die Moos, Bollags, Thannhausers und Rosengarts waren in der Schweiz schon zu den Anfangszeiten des Kunsthandels, in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, präsent und prägen ihn zum Teil bis heute. Diese Familien seien überwiegend aus Deutschland in die Schweiz gekommen, wo der Kunsthandel bereits vor dem Ersten Weltkrieg entstanden war, sagt die Historikerin und Kunstwissenschaftlerin Elisabeth Eggimann Gerber, und hätten ihn in der Schweiz etabliert.

Avantgardistische Werke

Doch welche Rolle spielten Männer wie Max Moos, Leon und Gustave Bollag, Toni Aktuaryus, Siegfried Rosengart oder Fritz Nathan für die Auseinandersetzung mit Kunst in der Schweiz im letzten Jahrhundert? Und wie erklärt sich das ausgeprägte Interesse von Leuten jüdischer Herkunft für den Kunsthandel? Solche Fragen untersucht Elisabeth Eggimann Gerber in ihrer Dissertation, die sie, unterstützt vom Marie Heim-Vögtlin-Programm des Schweizerischen Nationalfonds, am Institut für jüdische Studien in Basel schreibt. Zu den wichtigsten Leistungen, mit denen



Museum Oskar Reinhart, Winterthur

Objekt jüdischen Kunsthandels: Toni Aktuaryus verkaufte Giovanni Ulrico Giacomettis «Selbstbildnis in Atelier» (1930) Oskar Reinhart.

sich jüdische Kunsthändler insbesondere in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der Schweiz einen Namen machten, gehöre einerseits «ihr Fachwissen, von dem nicht nur der junge Schweizer Kunstmarkt, sondern auch das Kunstpublikum profitierte», sagt die Forscherin, die selbst keinen jüdischen Hintergrund hat.

Andererseits hätten diese Händler auch mit der Auswahl der Werke wichtige Akzente gesetzt: «Schon in den frühen 1920er Jahren traten sie engagiert für die französische Kunst der Moderne ein – für die Impressionisten, Symbolisten, Kubisten, Fauvisten – und verhalfen diesen Kunstrichtungen, welche die ganze erste Hälfte des 20. Jahrhunderts den Markt dominierten, zum Durchbruch. Zugleich förderten sie aber auch zeitgenössische Schweizer Künstler wie Ferdinand Hodler, Cuno Amiet, Reinhold Kündig und Ernst Morgenthaler. Ein Grossteil der gehandelten Werke stammte also von avantgardistischen Gegenwartskünstlern. Und das ist laut Eggimann Gerber kein Zufall: «Die meisten dieser Kunsthändler handelten nicht einfach mit Kunstobjekten, sondern pflegten als Galeristen den direkten Kontakt zu den Künstlern, stellten ihre Werke aus, informierten die Presse darüber und schufen innerhalb ihrer Salons und Galerien einen öffentlichen Marktplatz.» Besonders erfolgreich in dieser Hinsicht war der jüdisch-orthodoxe Zürcher Kunsthändler Toni Aktuaryus: Um die 150 Kunstinteressierte aller Couleurs kamen jeweils an seine Sonntagsmatineen, um sich über moderne Kunst auszutauschen; mit seiner Zeitschrift «Galerie und Sammler», die Aktuaryus als erster Galerist der Schweiz herausgab, schuf er eine Plattform, die in den 30er und 40er Jahren ihre Wirkung auch über Zürich hinaus entfaltete. Ihr Beruf habe den jüdischen Kunsthändlern damals gute Voraussetzungen geboten, sich auch gesellschaftlich zu integrieren, so Eggimann Gerber. Gerade in der Schweiz: Denn hier waren die Kunstsammler, denen sie Werke verkauften – die Browns, Hahnlosers, Oskar Reinhart oder Emil G. Bührle – im Unterschied zu Deutschland alle nicht jüdisch. Es sei aber auch darauf hingewiesen, dass zur Entstehungszeit des Kunsthandels im späten 19. Jahrhundert – als die Eisenbahn das Reisen beschleunigte und reiche Industrielle anfingen, Kunst zu sammeln – der Handel eines der wenigen Berufsfelder war, auf denen sich Juden überhaupt betätigen durften.

Emotionales Faszinosum

Die aktive gesellschaftliche Rolle, welche die jüdischen Kunsthändler in der Schweiz bis zu den 50er Jahren als Kunstvermittler einnahmen, sei auch im Kontext ihrer historischen Ausgrenzung zu sehen, sagt Elisabeth Eggimann Gerber. Und ebenso ihr Eintreten für die Kunst der französischen Moderne, die keiner religiösen Tradition mehr verhaftet war und inhaltlich für die «Achtung künstlerischer Individualität, für liberale Weltanschauung und Freiheit in der Wahl der Perspektive» stand. Im Engagement der jüdischen Kunsthändler für die damalige französische Avantgarde sieht die Forscherin auch «ein Engagement für Weltoffenheit und eine friedliche Strategie gegen den deutschen Antisemitismus».

Nicht zuletzt, so betont sie, sei die Beschäftigung mit Kunst für alle von ihr untersuchten Kunsthändler immer auch ein «emotionales Faszinosum» gewesen, eine Art Lebenselixier. Dies trifft zweifellos auch heute auf viele Kunsthändler und Galeristinnen zu, jüdische wie nicht jüdische. Auf eine genaue Analyse der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bis zur Gegenwart hat Eggimann Gerber allerdings verzichtet – zum einen, «weil der Kunstmarkt nach den 50er Jahren immer unüberschaubarer wurde, zum andern, weil gerade im städtischen Alltagsleben der westlichen Gesellschaft die religiös-kulturellen Unterschiede nur mehr schwierig zu fassen sind». ■